



JÜRGEN TODENHÖFER

Inside IS – 10 Tage
im ›Islamischen Staat‹

C.Bertelsmann

von jenen, die die Welt aus ihren bequemen Sesseln heraus beurteilten und fest davon überzeugt waren, dass nur sie im Besitz der Wahrheit waren. Ich sprach mehrfach mit dem afghanischen Präsidenten Hamid Karsai, aber auch mit Führern der afghanischen Taliban. Für zahlreiche Schreibtischstrategen, wie den früheren Generalinspekteur der Bundeswehr Harald Kujat, war ich daraufhin der »Sprecher der Taliban«. Für andere kurz und bündig ein »Terroristenfreund«.

Das Etikett »Terroristenfreund« war ich wieder los, als ich in Damaskus mehrfach Bashar Al Assad traf. Nicht nur wegen eines Interviews für den *Weltspiegel* der ARD, sondern vor allem, um einen direkten Kontakt Assads zur US-Administration herzustellen. Ich war der festen Überzeugung, dass die USA über ihre Verbündeten Saudi-Arabien und Katar, die die Aufständischen mit Waffen belieferten, eine Friedenslösung in Syrien erreichen konnten. Assad war zu weitreichenden Zugeständnissen bereit, die ich der amerikanischen Regierung auch weiterleitete. Doch die weigerte sich beharrlich, mit ihm zu sprechen.

Wieder brach eine Welle der Empörung über mich herein. Das »anständige« Deutschland rümpfte die Nase. Wie konnte man mit einem Mann sprechen, der so viel Blut an den Händen hatte, schäumten Politiker und Publizisten, die alles für einen Termin mit George W. Bush gegeben hätten, der unendlich mehr Blut an den Händen hat. Die *Welt* schrieb: »Das Interview hatte entfernte Ähnlichkeit mit früheren solchen Gesprächen anderer idealistischer Publizisten und Querdenker, die im Krieg den netten, heroischen Joe Stalin trafen oder vor dem Krieg den erstaunlich kenntnisreichen Herrscher vom Berghof priesen, der doch eigentlich nur anstrebe, was alle anstrebten, zum Beispiel das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch für Deutsche.«

Stalin und Hitler! Kleiner ging es nicht. Dass vor mir wohl nie ein westlicher Publizist mit dem syrischen Präsidenten ähnlich harte Gespräche geführt hatte, interessierte niemanden. Auch dass ich parallel zahllose Gespräche mit den Gegnern Assads führte, mit Kämpfern von Al Qaida, der Freien Syrischen Armee und anderen Rebellengruppen, interessierte kaum jemanden. Dass selbst Willy Brandt seine Ostpolitik nur gestalten konnte, weil er mit dem erbarmungslosen Leonid Breschnew sprach, war für meine Kritiker kein Rechtfertigungsgrund.

Der Westen teilt die Welt in Gut und Böse ein und hat – wie Ex-US-Präsident Jimmy Carter es ausdrückte – seit George W. Bush eine geradezu fundamentalistische Abneigung gegenüber Gesprächen mit Feinden. Carter schrieb das, nachdem ihm George W. Bush 2005 einen bereits vereinbarten Besuch in Damaskus verboten hatte. Die »Achse des Guten« spricht nicht mit der »Achse des Bösen«. Wer es dennoch tut, muss mit gesellschaftlichen Sanktionen rechnen.

So schrieb mir die Chefredakteurin der *taz*, Ines Pohl, Ende Juni 2014 im

Bewusstsein hoher moralischer Überlegenheit: »Lieber Herr Todenhöfer, die *taz* wird Ihr Textangebot nicht drucken. Mit einer sehr großen Mehrheit hat sich die Redaktion dagegen ausgesprochen, Angebote von Ihnen in der *taz* zu veröffentlichen. Dabei geht es nicht um Ihre inhaltliche radikal-pazifistische These, sondern um Sie als Autoren, darum also, wie Sie sich in den vergangenen drei Jahren immer wieder zu Assad und zum Thema Völkermord positioniert haben. Ich respektiere diese Einschätzung meiner Redaktion. Mit freundlichen Grüßen! Ines Pohl *taz* Chefredakteurin.«

Sollte ich auf einen solch pharisäerhaften Brief antworten? Ich habe geantwortet, weil ich die Hoffnung nicht aufgebe, dass der verhandlungsfeindliche moralische Mainstream in Deutschland umdenkt. Dass er erkennt, dass auch im Verhältnis zu Diktatoren Verhandlungen immer besser sind als Kriege. Dass wir gerade mit unseren Feinden sprechen müssen. Dass unsere Welt sonst im Chaos endloser Kriege untergehen wird. Also schrieb ich: »Liebe Frau Pohl, ich staune. Als jemand, der mehrfach um die halbe Welt gereist ist und mit mehreren Regierungen sowie Oppositionsbewegungen gesprochen hat, um mitzuhelfen, eine Friedenslösung für Syrien zu finden. Der Zigtausende Euros ausgegeben hat, um 50 kleinen syrischen Kriegsoffern Prothesen zu finanzieren. Der jeden Monat für den Lebensunterhalt einer Familie aus Homs sorgt, die ihren Ernährer durch die Sicherheitskräfte Assads verloren hat. Der deswegen vom politischen Geheimdienst Syriens wieder als Staatsfeind geführt wird und bis auf Weiteres auch kein Visum mehr bekommt. Bei so viel Selbstgerechtigkeit der »sehr großen Mehrheit« Ihrer Redaktion bleibt mir nur fassungsloses Staunen. Es muss ein gutes Gefühl sein, in einem klimatisierten Büro einen solch herabsetzenden Brief zu schreiben. Gratulation! Ich wollte schon immer mal echte Helden kennenlernen. Jetzt weiß ich, wo sie zu finden sind. Staunend aus München Ihr JT.

Das Naserümpfen mancher Medien und der deutschen Oberklasse hat mich nie gestört. Auch nicht die sich häufenden Morddrohungen. Auf dem Höhepunkt der Syrien-Diskussion, die der verstorbene Peter Scholl-Latour als hemmungslose Kampagne und systematische Hetze geißelte, hing eines Tages ein professionell geknüpfter Galgenstrick mit geöffneter Schlinge am Eingang meines Büros. Eine Anhängerin der syrischen Rebellen schrieb auf Facebook: »Jürgen Hodenköter ist vom Mossad bezahlt!!! Tod dem Höfer!!!« Ein Soldat schrieb: »So ein Arschloch. Oberst Klein hat über 100 Arschlöcher weggeputzt und deutsche Soldaten gerettet. Hoffentlich zerreißt es den Todenhöfer bei einem Selbstmordanschlag!!!« Neben der israelischen Nationalflagge stand: »Gott erhalte Todenhöfer. Möglichst bald.« Ein radikaler Muslim wütete: »Du Schwein, Du genießt in unseren Ländern vollstes Vertrauen und verkaufst uns an die Amis ... Sie werden nicht an einem normalen

Tod sterben.« Ein anderer: »Du sollst nicht leben!« Der Nächste: »Kopf ab, Herr Doofenhöfer!!!« Und ein gekränkter Linksradikaler: »Ich stech dich ab, du Dreckschwein.«

Alles, was ich weiß, ist, dass ich mich nicht nach diesen Leuten richten darf. Dass mein Drang, die Wahrheit herauszubekommen, viel zu groß ist. Und auch wichtiger.

IV

Fahrt an die IS-Front

Sehr früh hatte ich darauf hingewiesen, dass die Waffenlieferungen Saudi-Arabiens und Katars zu einer Radikalisierung des Aufstands in Syrien geführt hatten. Den friedlichen, nach Demokratie strebenden Demonstranten in Tunesien und Ägypten hatte meine ganze Sympathie gegolten. Doch der Traum der friedlichen Demonstranten Syriens war zu Ende, als ein Teil von ihnen Waffen erhielt und einsetzte. Ab diesem Zeitpunkt übernahm ein anderer Menschentyp die Führung des Aufstands. Die friedlichen Demonstranten wurden beiseitegedrängt und zogen sich zurück.

Die bewaffneten Rebelleneinheiten radikalisierten sich in atemberaubender Geschwindigkeit. Der französische Philosoph André Glucksmann sagte einst im *Spiegel*: »Terroristische Methoden haben die Ziele fast aller modernen Befreiungsbewegungen vergiftet, von Algerien bis Vietnam. Wenn die Mittel furchtbar werden, zerstören sie die besten Ziele.« Immer stärker schoben sich Terrororganisationen in den Vordergrund. Zuerst die Al Qaida nahestehende Jabhat Al Nusra, dann der ursprünglich aus dem Irak stammende, häufig umbenannte ISI, ISIS, ISIL, IS.

Meine ständigen Hinweise auf das unaufhaltsame Erstarken terroristischer Organisationen wurden in Deutschland als Verschwörungstheorie abgetan. Ich wollte angeblich die gemäßigten Rebellen diskreditieren. Aber selbst Führer der in den Augen des Westens moderaten Freien Syrischen Armee berichteten mir, dass ihre Kämpfer in Scharen zu den Extremisten überliefen. Weil Jabhat Al Nusra und ISIS besser zahlten und todesmutiger kämpften. Der Westen weigerte sich, diese Entwicklung zur Kenntnis zu nehmen. Als ich der amerikanischen Regierung im Mai 2013 die Bereitschaft Assads übermittelte, auf der Basis der Gegenseitigkeit Informationen über terroristische Organisationen in Syrien auszutauschen, lehnten die USA ab. »Mit dem Kerl reden wir nicht«, lautete ihre kindliche Antwort, obwohl Gespräche mit der Regierung gar nicht nötig gewesen wären. Ein dramatischer Fehler. Christen, Schiiten, Jesiden, die ganze Welt musste dafür einen hohen, blutigen Preis bezahlen. Der Siegeszug des IS hat die USA, die über den Terrorismus in Syrien nicht informiert werden wollten, völlig überrascht.

Als im Juni 2014 weniger als 400 IS-Kämpfer im überwiegend sunnitischen Mosul

20000 schiitisch-irakische Soldaten und Tausende Polizisten in die Flucht schlugen, beschloss ich, Mosul zu besuchen. Ich kannte die Zweimillionenstadt von früheren Reisen und konnte mir den Erfolg der IS-Kämpfer gegen die modern ausgerüstete irakische Armee nicht erklären. Ich rief sunnitische Freunde aus Mosul an und fragte, ob sie mich in die vom IS eroberte Stadt schleusen könnten. »Keine Chance«, lautete ihre Antwort. Sie waren gerade aus Mosul geflohen und trauten sich nicht mehr zurück.

Ich rief Mitglieder des gemäßigten »Sunnitischen Widerstands« an, der erfolgreich erst gegen Bushs Truppen und dann zäh gegen die schiitisch-irakische Maliki-Regierung gekämpft hatte. Doch auch sie weigerten sich, mich nach Mosul zu bringen. Die Furcht vor dem IS war zu groß, obwohl der »Sunnitische Widerstand« behauptete, in und um Mosul 20000 Kämpfer unter Waffen zu haben. Angeblich hatten sie mit ihren Kalaschnikows keine Chance gegen die modernen Waffen des IS, die dieser von den geflohenen irakischen Divisionen erbeutet hatte. Die Lage war ziemlich unübersichtlich.

Um Licht in dieses Dunkel zu bringen, flog ich mit meinem Sohn Frederic nach Erbil, der Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan im Irak. Die Stadt liegt 90 Kilometer östlich von Mosul. Doch auch in Erbil, wo wir uns mit hochrangigen Kurden, geflohenen Bürgern von Mosul und Mitgliedern des »Sunnitischen Widerstands« trafen, war niemand bereit, uns in die neue IS-Hochburg zu lotsen. Wir beschlossen daher, erst einmal zwei Flüchtlingslager zu besuchen und dann nach Gwer zu fahren, wo die Front zwischen den kurdischen Peschmerga und dem IS verlief. Gwer liegt 60 Kilometer südwestlich von Erbil. Wir schrieben den 20. August 2014. Die Außentemperatur lag bei 43 Grad. Die Luft war angenehm trocken.

Im ersten Lager, das wir besuchen, sind rund 3000 Menschen in UNHCR-Zelten untergebracht. Sunniten, Schiiten, Jesiden. Es fehlt an allem. Doch keiner klagt, obwohl es nur einmal am Tag etwas zu essen gibt. Wir sehen selbst gegrabene Abwassergräben, Kleidung waschende Frauen, spielende Kinder. Alle versuchen, das Beste aus ihrer Lage zu machen. Jeder hat etwas zu tun. Das Leben geht weiter, egal, wie schwer es ist. Sie haben alles hinter sich gelassen, alles aufgegeben. Teilweise haben sie Schreckliches erlebt. Wer weiß, wann und ob sie jemals nach Hause zurückkehren werden. Die meisten von ihnen sind aus Mosul geflüchtet, das jetzt vom IS besetzt ist. Solange sich nichts ändert, werden sie hierbleiben.

Als wir gehen wollen, sehe ich Kinder, die mit einer leeren Plastikflasche Fußball spielen. Straßenfußball am Ende der Welt, denke ich. Sekunden später bin ich mitten im Getümmel und versuche die Flasche zu ergattern, um sie ein paar Meter weiter zu schießen. Oder zu dribbeln. Immer mehr Kinder machen mit. Endlich